



BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge

Nr. 139 · 16. Juni 2023

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erinnern sich

Der 4. April 1945 – Das Kriegsende in Karlsruhe von Pia Froese

Anfang April 1945 marschierten französische Truppen in Karlsruhe ein – dieser Punkt markierte hier das Ende des Zweiten Weltkrieges. Für viele Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt ergab sich damit eine ganz neue Situation: Der Krieg war verloren, das nationalsozialistische Regime zusammengebrochen und die Stadt von französischen Streitkräften besetzt. Würden, wie die NS-Propaganda behauptet hatte, nun die „Terroristen de Gaulles“ Rache für die Verursachung des Krieges und die Besetzung Frankreichs üben? Wie sahen die Alltagserfahrungen in Karlsruhe mit den fremden Soldaten aus?

Erfahrungen mit Besatzungssoldaten

Auf diese Frage können uns Zeitzeugenberichte aus den 1980er-Jahren und Akten Auskunft geben, die heute im Karlsruher Stadtarchiv aufbewahrt werden. Häufig wird von den Zeitzeugen hervorgehoben, dass die Besetzung der Stadt mehr als Belastung denn als Befreiung empfunden wurde, da die Übergriffe der Soldaten zu einer schweren Belastung der Bevölkerung führten. Viele Karlsruher begegneten dabei auch zum ersten Mal Personen, die nicht aus Europa stammten, etwa Vietnamesen und Marokkanern, obwohl während der Rheinhafenbesetzung 1923 auch schon marokkanische Soldaten eingesetzt worden waren. Diese dienten als Kolonialtruppen neben den aus Frankreich stammenden Soldaten. Die Erfahrungen mit erstgenannten sind dabei durchwachsen. Einige Zeitzeugen berichteten von posi-

tiven Erlebnissen mit ihnen, etwa die Versorgung von Zivilinternierten mit Zigaretten aus eigenen Beständen. Im Gegensatz zu den französischen Soldaten erlaubten sie auch die Interaktion zwischen den Internierten und der Zivilbevölkerung, welche diesen Lebensmittel und andere Kleinigkeiten zusteckte. Andere Zeitzeugen machten weniger positive Erfahrungen, auch wenn hier die Herkunft der Soldaten häufig mit Stereotypen verknüpft wurde, wie die Worte eines Polizisten zu seinen Kollegen zeigen: „Vergessen Sie nicht, daß uns Marokkaner gegenüberliegen, Gefangene werden da nicht gemacht.“ Er bedient dabei das Klischee der angeblichen Brutalität, die die marokkanischen Truppen auszeichnen würden. Das Bild von den Soldaten wurde dabei auch durch die nationalsozialistische Propaganda geprägt, die von angeblichen Gräueltaten der vorrückenden französischen Streitkräfte berichtet hatte. Diese würden beispielsweise deutsche Kinder inhaftieren und die Zivilbevölkerung zur „Zwangsarbeit in Negerquartieren“ heranziehen.

Besonders im Gedächtnis geblieben sind dabei auch Übergriffe in Form von Vergewaltigungen und Morden. Vor allem Berichte über erstgenannte finden sich in vielen Aussagen. Dabei wird oft die Brutalität der Besatzer betont, etwa bei Massenvergewaltigungen oder bei Übergriffen gegen junge Frauen und Seniorinnen. Ein Zeitzeuge äußerte dabei sein Unverständnis über die erfolgten Vergewaltigungen, da es ja genug Frauen gegeben habe, die sich freiwillig mit den französischen Soldaten eingelassen hätten. Eine Beziehung mit einem möglichst ranghohen Besatzungssoldaten konnte Frauen in einigen Fällen tatsächlich vor weiteren (sexuellen) Übergriffen schützen. Auch auf der materiellen Ebene konnte sich so eine Beziehung lohnen: Eine Karlsruherin bekam von ihrem Liebhaber beispielsweise Zigaretten, Brot, Kaffee und ein Radio geschenkt.

Todesfälle

Über die Ermordung eines Mannes berichteten mehrere Personen: Am Kühlen Krug wurde ein Mann, der aufgrund seiner Kleidung für einen SS-Angehörigen gehalten wurde, von den einrückenden Truppen erschossen. Auch eine Wirtin wurde ermordet, von der man sagte, dass sie französische Zwangsarbeiter schlecht behandelt habe. Doch nicht nur Zivilpersonen wurden getötet, auch einige Kriegsgefangene wurden ermordet, nachdem sie sich ergeben hatten: „Ein Unteroffizier übergab sie [zwei gefangene deutsche Soldaten] einem Soldaten, er solle sie nach unten bringen. Bald darauf hörten wir zwei Schüsse. Am Nachmittag fanden wir die beiden deutschen Soldaten durch Genickschüsse getötet am Gartenzaun zwischen Bibelheim [Thomashof] und Forsthaus am Gartenzaun liegen.“ In diesem Fall handelte es sich um ein Kriegsverbrechen, da Soldaten, welche sich ergeben hatten, laut der Haager Landkriegsordnung nicht durch die Personen oder Einheiten, die sie gefangen hatten, verurteilt oder bestraft werden durften. Bei diesen Übergriffen spielte das Verhalten der deutschen Soldaten



1838 – 1923

Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

Großherzogin Luise von Baden

Als Prinzessin Luise von Preußen, die am 3. Dezember 1838 in Berlin geborene Tochter des späteren Kaisers Wilhelm I., im Jahr 1856 als Braut des Kaisers Friedrich I. nach Baden kam, hatten die Frauen keine politischen und wenig soziale Rechte. Vor allem für die Frauen des Bürgertums gab es kaum Möglichkeiten des Broterwerbs. Mädchen und Frauen waren von der höheren Bildung und Berufsausbildung ausgeschlossen, politische Beteiligung und Einfluss auf kommunaler oder Landesebene waren ihnen verwehrt. Die Großherzogin eröffnete auf all diesen Ebenen den Frauen neue Wege mithilfe des von ihr mitgegründeten und lebenslang protegierten Badischen Frauenvereins.

Dieser Verein wurde im Mai 1859 anlässlich des österreichisch-italienischen Krieges von der Großherzogin gemeinsam mit einigen „Damen“ der Karlsruher Oberschicht ins Leben gerufen. Die Großherzogin erweiterte diese Initiative und schuf in Zusammenarbeit mit dem badischen Innenministerium und den jeweiligen örtlichen Oberämtern die Bedingungen für einen sich bald auf ganz Baden erstreckenden Frauenverein. Dieser war konservativ ausgerichtet, forderte nicht die Gleichberechtigung und unterstützte nicht die Bemühungen um das Frauenstudium. Doch viele Einrichtungen des Vereins hatten das Ziel, den Frauen Erwerbsmöglichkeiten zu eröffnen: neue Berufsfelder wie das der Krankenschwester oder Erzieherin wurden entwickelt, neue Ausbildungs- und Bildungsinstitutionen betrieben. Ein weiteres Arbeitsfeld war die Armenfürsorge, die den bürgerlichen Frauen des Vereins auf kommunaler Ebene große sozialpolitische Verantwortung übertrug. Allein in Karlsruhe hatte der Verein 1915 über 20 Adressen. Die Großherzogin wirkte tatkräftig, häufig initiativ und bis in die operative Ebene hinein mit. Vor allem dem Aufbau des badischen Roten Kreuzes und der Ausbildung von Krankenschwestern widmete sie viel Zeit und Mühe.

Großherzogin Luise war sehr fromm, pflichtbewusst und vor allem tatkräftig. Sie unterhielt eine weit gestreute Korrespondenz, gab Bücher über Handarbeiten oder religiösen Inhalts heraus, unternahm unablässig Reisen im Land und wirkte dadurch integrierend für das konfessionell geteilte und nach 1848/49 noch politisch zerrissene Baden. Im November 1918 musste sie in Folge der Revolution mit ihrer Familie fluchtartig das Schloss verlassen. Als sie am 23. April 1923 in Baden-Baden starb, war ihre Welt untergegangen, aber viele vom Frauenverein geschaffene Institutionen wie Krankenhäuser oder Ausbildungsstätten waren in die öffentliche Hand übergegangen. Die badischen Rotkreuzschwestern nennen sich bis heute Luisenschwestern und in vielen badischen Städten sind Straßen nach ihr benannt.

Susanne Asche



Französische Soldaten auf dem Marktplatz, April 1945. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

Fortsetzung Seite 2

während der Besetzung Frankreichs eine Rolle, etwa das Massaker von Oradour-sur-Glane. Dort ermordeten Mitglieder der 2. SS-Panzerdivision Das Reich am 10. Juni 1944 642 Zivilisten. Wie tief sich solche Ereignisse in das Gedächtnis einbrannten, belegt die Antwort eines französischen Offiziers auf die Beschwerde zweier deutscher Geistlicher: „Wer hat in Deutschland protestiert, als Deutsche sich in Frankreich wie Barbaren benahmen und als Deutsche meine eigene Frau erwürgten? Wenn Sie nicht Geistliche wären, würde ich Sie erschießen lassen.“

Auch auf Gegenstände, die mit Hitler oder dem NS-Regime in Verbindung standen, reagierten die Soldaten in der Regel empfindlich: In einer Gartenlaube zerstörten sie das Mobiliar, nachdem sie ein Hitlerbild entdeckt hatten. In einer Wohnung wurden alle Scheiben zerschlagen und die Türen eingetreten, wobei insbesondere das Interieur, welches mit dem NS-Regime assoziiert wurde, etwa ein Hitlerbild, „Mein Kampf“ und „Hitlerjunge Quex“, Opfer der Zerstörung wurden. Zudem sei die Wohnung noch mit Fäkalien verunreinigt worden. Im Juli 1945 wurden die französischen Besatzungstruppen durch die US-amerikanischen abgelöst. Dieser Vorgang wurde von den meisten Zeitzeugen als die eigentliche Befreiung empfunden. Dabei freute man sich mehr über das Ende der französischen Besetzung als über jenes des Nationalsozialismus. Besonders die Übergriffe der französischen Soldaten wurden als belastend empfunden, aber auch die Ernährungssituation, wie ein weiterer Bericht zeigt:

„Ich habe es auch begrüßt, dass die Naziherrschaft vorbei war, aber das Ende war zu schlimm gewesen! Nazis ca. 10 bis 20 Prozent, aber das ganze Volk litt! Die sollen uns befreit haben! Da knutscht mich beständig ein Elch! Verwüestet man als Befreier so die Büros, zündet wichtige Gebäude an für seine Wochenschau und dem General Degaul [sic!] zu huldigen? Vergewaltigt überall die Frauen? Und essen [sic!] bekamen wir unter

den Franzosen auch kaum etwas: 600 Kalorien. wir [sic!] sind beinahe verhungert dort. Ich war ein junges Mädchen von 20 Jahren, ca [sic!] 160 gross, ich wog bis Juni noch 36 kg. […] Als die Amis kamen im Juli, ich glaube, da fühlten wir uns richtig befreit!“

Positive Erfahrungen

Einige Zeitzeugen erinnern sich aber auch an positive Erlebnisse. Eine junge Frau bekam beispielsweise von den Soldaten ein Huhn geschenkt. Vor dem Hintergrund der zusammengebrochenen Lebensmittelversorgung während der letzten Kriegstage bedeutete das eine erfreuliche Aufwertung des Speiseplans. Entsprechend beschreibt sie das geschenkte Huhn auch als „etwas Besonderes“ und „Nachkriegsfreuden“. Auch eine andere Zeitzeugin wurde von einem Truppenarzt mit Lebensmitteln versorgt, etwa mit Schokolade und Rationen aus der Truppenküche. Ein Mann, der bereits während des Krieges Kontakt zu einem inhaftierten französischen Offizier hatte, wurde von diesem nach Kriegsende zum Essen eingeladen und mit neuen Ausweispapieren beschenkt. Von einem rührenden Erlebnis mit einem französischen Soldaten berichtete ein 15-jähriger Zeitzeuge, dessen Bruder durch eine Kohlenstoffmonoxidvergiftung ums Leben gekommen war: „Er kam dann rein und schaute in den Keller. So wie man sah, hatte er nicht viel Zeit gehabt. Dann hat-



Französische Panzer in Karlsruhe, April 1945. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

te er meinen Bruder gesehen. Wir erzählten ihm, was passiert war und dann weiß ich nur noch, wie er zu meiner Mutter hinging, sie in den Arm nahm und sagte: ‚Madam, nicht weinen!‘“.

Die Eroberung Karlsruhes im Frühjahr 1945 bedeutete für die deutsche Bevölkerung das Ende der Kampfhandlungen, aber auch neue Belastungen und Erlebnisse. Einige Erfahrungen wurden in diesem Beitrag dargestellt. Sie zeigen anschaulich, dass der Krieg nicht nur für die Soldaten an den Fronten Leid verursachte, sondern auch für die Zivilbevölkerung negative Auswirkungen und traumatische Erlebnisse mit sich brachte, die lange nachwirkten.

Von der Autorin ist erschienen: „Aber das Ende war zu schlimm gewesen!“ Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Krefeld und Karlsruhe aus Zeitzeugensicht, Berlin 2022.

„Eines schickt sich nicht für Alle!“

Zum Wirken der Modeschöpferin Emmy Schoch (1881 – 1968)

von Aliena Guggenberger

Die Frauen des ausgehenden 19. Jahrhunderts teilten eine Gemeinsamkeit: die S-förmige Silhouette und den eher steifen Gang. Ein Korsett aus Fischbeinstäben, das die Taille eng schnürte, mehrere Schichten schwerer, hochdekoriertes Röcke mit Schleppe und ein Stehkragen erschwerten den weiblichen Alltag um die Jahrhundertwende, teils mit gravierenden gesundheitlichen Folgen. Konträr dazu standen die Forderungen der Frauenbewegung, die der Frau uneingeschränkte Entfaltung im öffentlichen Leben verschaffen wollte. Als besonders engagierte Vertreterin der heute fast vergessenen Reformkleid-Bewegung machte sich die Karlsruher Modeschöpferin Emmy Schoch die Befreiung des weiblichen Körpers zur Aufgabe.

Kindheit und Ausbildung

1886 beschloss der Apotheker Carl Schoch, gemeinsam mit seiner Frau und den fünf Kindern die Kleinstadt Lichtenau zu verlassen und in die badische Residenzstadt zu ziehen. Als die Familie zwei Jahre später ein Haus in der Lessingstraße bezog, war die jüngste Tochter Emilie Hermine, genannt Emmy, sieben Jahre alt. Wie ihre Schwester begann sie 1894 ein Klavierstudium am Großherzoglichen Konservatorium für Musik. Obwohl Emmy es bis zur Meisterschülerin des Gründers Heinrich Ordenstein brachte, beendete sie ihr Studium nach wenigen Jahren krankheitsbedingt.

Emmy Schoch mag schon als Kind Gefallen an den Tätigkeiten der Kleidermacherin und der Näherin, die zur Untermiete im Haus ihres Vaters wohnten, gefunden haben. Nicht zuletzt ihre natürliche Begabung für die Stickerei brachte die Entscheidung zur zweiten Berufswahl als Schneiderin und Kunstgewerberlin. Ganz im Sinne der kunstgewerblichen Reformbewegung, die das Handwerk priorisierte, betonte Schoch später in einem Vortrag, dass man erst Schneider, dann Künstler sein müsse. Obwohl Carl Schoch selbst lange mit Textilien handelte, hätte die Familie sich



Emmy Schoch, 1911.

Foto: BLB

für die Tochter einen anderen Lebensweg gewünscht. Wie Frauen mit künstlerischen Ambitionen hatten auch Schneiderinnen in diesen Jahren mit Restriktionen in ihrer Ausbildung zu kämpfen. Erst mithilfe von Fachverbänden und gesetzlichen Anpassungen begann sich im ersten Jahrzehnt

des 20. Jahrhunderts die gleichberechtigte Lehrzeit für beide Geschlechter langsam durchzusetzen. Mit etwa 20 Jahren ging Emmy Schoch nach Berlin. Ihre dort absolvierte Ausbildung zur kunstgewerblichen Schneiderin im Atelier Pauline Winker am Kurfürstendamm war wegweisend für ihre gestalterischen Prinzipien und Ideale.

Engagement für eine verbesserte Frauenkleidung in Karlsruhe

Seit 1896 war die Reformkleid-Bewegung in der Freien Vereinigung zur Verbesserung der Frauenkleidung institutionalisiert. Deren Einsatz für zweckmäßige, korsettlose Kleider wurde zunächst von Medizинern, dann von bekannten Jugendstilkünstlern und schließlich von immer mehr Frauen unterstützt. Die Ästhetik der lockeren Hängekleider, deren Bezeichnungen von „Sackkleid“ über „Künstlerkleid“ bis zum „Eigenkleid“ reichten, wurden in den Medien diskutiert, Entwürfe in Ausstellungen präsentiert. Zu den Reformkleid-Trägerinnen erster Stunde zählten progressiv denkende Studentinnen, Künstlerinnen und Frauenrechtlerinnen. Diese Impulse nahm Emmy Schoch von Berlin mit in ihre Heimat, um 1906 in der Karlsruher Herrenstraße eine „Werkstätte für neue Frauentracht und künstlerische Stickerei“ zu eröffnen. Der 1902 gegründete Karlsruher Verein für Verbesserung der Frauenkleidung mit der Kommunalpolitikerin Anna Richter und der Malerin Dora Horn im Vorstand hatte in Baden bereits die Weichen für diese Thematik gestellt. Mit „Bunten Abenden“ und Ausstellungen zählte der Karlsruher Verein 1912 450 Mitglieder.

Neben ihrer praktischen Tätigkeit plädierte Emmy Schoch in Aufsätzen und Vorträgen dafür, der Schneiderei als künstlerischem Handwerk den nötigen Respekt zu zollen und forderte damit die Enthierarchisierung der künstlerischen Berufe, die bis dato in freie und angewandte Künste unterschieden wurden. Ihre Einstellung gab

Schoch an nachfolgende Generationen von Lehrlingen weiter, die sie von der Eröffnung ihres Ateliers bis zu ihrem Ruhestand 1954 ausbildete. Das Angebot von Schneider- und Stickereikursen führte sie auch kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs fort, als sie ihrer Werkstätte eine Schule angliederte. Für ihre Leistungen als Ausbilderin erhielt sie 1926 vom badischen Landesgewerbeamt eine Auszeichnung.

Emmy Schoch als Unternehmerin

In den Jahren 1908 bis 1914 unternahm Schoch vermehrt Reisen durchs Land, um Vorträge mit Titeln wie „Frauenwohl – Frauenschönheit – Frauenkleidung“ oder „Die Neutracht“ zu halten und auf diesem Weg möglichst viele Frauen von der Notwendigkeit einer reformierten Mode zu überzeugen. Im Anschluss zeigte sie ihre neuesten Modelle und gewann so zunehmend Kundinnen auch außerhalb von Karlsruhe. Die Präsentation ihrer Entwürfe an einem lebendigen Mannequin sowie die Gewohnheit, selbst als Modell durch die Reihen zu spazieren, waren neu. Weil die fließende Körperlínie zu Schochs gestalterischen Prämissen gehörte, wären ein Holzmodell oder eine steife Puppe nicht infrage gekommen. In ihrem 1913 erschienenen Katalog „Deutsche Typenkleider“ findet sich ihre Unternehmensphilosophie: Das Vorwort beginnt mit dem Goethe-Zitat „Eines schickt sich nicht für alle“ und verdeutlicht, dass Frauen mit Geschmack ihre Kleidung auf ihre Individualität abstimmen sollten, statt sich vom „Taktstock der Mode“ dirigieren zu lassen. Appelle wie diese, formuliert auf den Vortragstouren und in zahlreichen Aufsätzen in der Verbandszeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“, ließen Emmy Schoch zur überregional bekannten Modeschöpferin avancieren. Die (kunst)handwerkliche Perfektion ihrer Entwürfe, auf Figur und Persönlichkeit der jeweiligen Kundin maßgeschneidert, wurde zum Erfolgsgaranten.

Staatsgäste in Karlsruhe

Der Besuch des Schahs von Persien am 11. Juni 1873 von René Gilbert

Im Jahr 1873 unternahm der Schah von Persien, Nāser ad-Din Schāh (1831–1896), seine erste von drei ausgedehnten Europareisen. Diese Reise, die erste eines amtierenden persischen Monarchen nach Europa überhaupt, begann am 19. April in Teheran und führte nach Russland, Deutschland, Belgien, England, Frankreich, die Schweiz, Österreich und Italien, und endete am 7. September ebenfalls in Teheran. Begleitet wurde der Schah von einer großen Regierungsdelegation. Für die Reise waren zwei Gründe wesentlich: Zum einen bemühte sich der Schah um eine Verbesserung der bilateralen Beziehungen zu Russland und zum Vereinigten Königreich, da Persien durch die Niederlagen im letzten Russisch-Persischen Krieg 1826–1828 und im Britisch-Persischen Krieg 1856/57 bedeutende Gebietsverluste im Norden (Kaukasus) und im Osten (Afghanistan) hatte hinnehmen müssen, was zu einer nachhaltigen Schwächung der Stellung als Regionalmacht geführt und das Land zum Spielball russisch-britischer Territorialinteressen im Mittleren Osten gemacht hatte. Der Schah suchte daher durch seine Reise die Wahrscheinlichkeit einer erneuten Intervention beider Weltmächte in dieser Region zu minimieren. Zum anderen beabsichtigte der Monarch in Europa Anregungen und Unterstützung für seinen in Persien geplanten Modernisierungskurs zu erhalten. Zu diesem gehörten die Einführung der Telegrafie, eines landesweiten Postwesens und eines modernen Bewässerungssystems sowie der Bau eines Eisenbahnnetzes.

Nāser ad-Din Schāh entstammte der Dynastie der Kadscharen, die 1794 bis 1925 die Schahs von Persien stellte. Er selbst gelangte nach dem Tod seines Vaters 1848 im Alter von 17 Jahren auf den Nader-Thron. Innenpolitisch ging der Schah hart gegen seine Gegner vor. So ließ er 1851 wegen eínes angeblich gegen ihn gerichteten Komplotts seinen Ministerpräsidenten absetzen und im Jahr darauf ermorden. Außerdem wurden auf seine Anweisung die Anhänger der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Persien entstandenen Religionen Babismus und Bahaitum systematisch verfolgt.



Titelseite Deutsche Typenkleider, 1913. Foto: privat

„Volkskleid deutscher Prägung“

Neben der fortschrittlich-emanzipatorischen Komponente beinhalteten die Bestrebungen zur Reformmode schon früh die Tendenz zum Nationalismus. Mit der Ablehnung des Pariser Modedikts eng verknüpft war die Stereotypisierung der



Nāser ad-Din Schāh, 1873.

Foto: Wikimedia Commons, Public Domain

Allgemein gilt Nāser ad-Din Schāh durch seine fast fünf Jahrzehnte währende absolutistische Regierungszeit als die prägende Gestalt Persiens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1896 fiel er einem politisch motivierten Attentat zum Opfer.

Der Besuch in Karlsruhe

Die Deutschland-Reise führte den Schah – von Moskau kommend – nach Berlin, Potsdam, zu den Krupp-Werken in Essen, weiter nach Köln, Koblenz, Wiesbaden, Frankfurt am Main, Darmstadt, Karlsruhe und Baden-Baden. Der Schah und seine

puppenhaften, auf Sensation und Erotik gierenden Französin im Kontrast zur zurückhaltenden, arbeitsamen Deutschen. Auch Emmy Schoch verfolgte – im eigenen Interesse – das Ziel einer Stärkung der inländischen Modebranche und somit einer deutschen „Weltmode“. Schochs regelmäßige Besuche in Berlin der 1920er-Jahre hatten ihr den Eindruck vermittelt, dass die lukrative und in ihrem Auge überhetzte Konfektionsindustrie vollkommen in jüdischer Hand lag. Sie sah einen Mangel darin, dass Modearbeit zum rein wirtschaftlichen Vorteil Pariser Modelle kopierte. Stattdessen rühmte sich Schoch „selbstschöpferisch“ tätig zu sein und wollte als Mitglied der NS-Frauenschaft die nationalsozialistische Weltanschauung auch im Modeschaffen integriert wissen. Nachdem die Bewerbung beim Berliner Mode-Amt gescheitert war, hatte sie die Vision ihrer eigenen Meisterschule. Hier sollte exzellentes Personal ausgebildet und Nachwuchs zum spezifisch deutschen Geschmack erzogen werden. Im November 1933 traf Schoch sich mit dem Direktor der Kunsthalle Adolf Bühler und erhoffte sich mit seiner Hilfe den Zugang zum Weltmarkt der Mode. Bühler hatte wenige Monate zuvor in Karlsruhe die Ausstellung „Regierungskunst 1919–1933“ initiiert und damit seine Vorstellung völkischer Kultur demonstriert. Die vor diesem Hintergrund 1935 eröffneten „Badischen Werkstätten und Modellschule für das deutsche Kleid“ blieben allerdings nur zwei Jahre Teil von Schochs Unternehmen.

Trotz der anfänglich fortschrittlichen Impulse zur Befreiung der Frau aus dem Korsett und dem Modediktat kippte Emmy Schoch in die fanatische Ideologie einer der deutschen Wesensart angepassten Mode. Die von ihr immer wieder betonte „handwerkliche deutsche Wertarbeit“ erhielt in ihren Äußerungen im Verlauf der 1930er-Jahre noch stärkeren Nachhall. Ihr Werdegang dient als Beispiel dafür, wie sich politische Entwicklungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf den Gestaltungsbereich Mode auswirkten.

Delegation trafen am 11. Juni 1873 um 16.15 Uhr per Sonderzug am alten Karlsruher Hauptbahnhof ein. Dort wurden sie von Großherzog Friedrich I., dem Oberbürgermeister und dem Stadtdirektor der Stadt Karlsruhe, Mitgliedern des badischen Staatsministeriums sowie mehreren Offizieren der hiesigen Garnison empfangen. Außerdem spielte eine Kompanie des 1. Badischen Leibgrenadier-Regiments Nr. 109 Militärmusik. Nach kurzem Aufenthalt bestiegen der Schah und der Großherzog die bereitgestellte Kutsche und fuhren über die Kriegsstraße durch das Mühlburger Tor, die Lange Straße (heute Kaiserstraße) und Ritterstraße zum Karlsruher Schloss. Während der Fahrt wechselten der Schah und der Großherzog einige Worte auf Französisch. An den Straßen hatten sich zahlreiche Menschen versammelt, um den Schah zu sehen. Im Gegensatz zu anderen Besuchen ranghoher Gäste wurde dem Schah jedoch nicht zugejubelt, wie die Zeitung Badischer Beobachter schreibt: „[E]in großes Gedränge fand nicht statt und man bewahrte überall kaltblütiges Schweigen.“ Dieses Detail scheint auch dem Schah erinnerungswürdig gewesen zu sein, wenn er in seinem Reisetagebuch festhält: „Viele Frauen und Männer standen an beiden Seiten der Straßen, sehr respektvoll und ruhig.“

In seinem 1874 auf Farsi und noch im selben Jahr auf Englisch erschienenen Reisetagebuch beschreibt der Schah auch Friedrich I. von Baden: „Der Großherzog ist ein sehr stattlicher, vornehmer und höflicher Mensch. Er hat einen sehr langen, gelben und dichten Bart. Sein Gesicht ist hell und rosig, seine Augen sind groß, sein Körper kräftig.“ Über Karlsruhe berichtet der Schah lediglich in vier kurzen Sätzen: „Karlsruhe, die Hauptstadt Badens, ist eine schöne und wohlhabende Stadt. Die Einwohnerzahl beträgt 37.000. Die Straßen sind lang und gerade. Alle Erzeugnisse der Region bedürfen keiner Bewässerung.“ [Übersetzung R.G.] Nach der Begrüßung des persischen Monarchen durch Großherzogin Luise

Fortsetzung Seite 4

und Prinzessin Maria Maximilianowna von Leuchtenberg (Prinzessin Wilhelm), der Vorstellung des Hofstaats und der Mitglieder des Staatsministeriums sowie der höheren Offiziere begab man sich in das Schloss, um ein Abendessen einzunehmen. Dieses dauerte bis 18.30 Uhr. Um kurz nach 19 Uhr verabschiedete sich der Schah, fuhr in Begleitung des Großherzogs auf gleichem Weg zurück zum Hauptbahnhof, um von dort mit dem Sonderzug nach Baden-Baden weiterzureisen. Als er um 20.30 Uhr in der Kurstadt an der Oos ankam, wurde er zum Hotel Englischer Hof gefahren, wo die Kurkapelle für den Gast mehrere Musikstücke spielte. Zum Dank spendete der Schah 120 Rubel für den Unterstützungsfonds des Orchesters (heute Philharmonie Baden-Baden). Am folgenden Vormittag besuchte Friedrich I. den Schah in seinem Domizil. Nach einer längeren gemeinsamen Ausfahrt zur Besichtigung der Umgebung und einem sich daran anschließenden gemeinsamen Essen im Neuen Schloss verließ der Schah Baden-Baden wieder, um nach Wiesbaden zurückzukehren, von wo aus er seine Europa-Reise nach Spa in Belgien fortsetzte. Auf dieser Fahrt wurde er vom Großherzog bis Karlsruhe begleitet.

Über den Besuch des Schahs in Karlsruhe berichtete der Badische Beobachter in einem Artikel mit etlichen antisemitischen und rassistischen Entgleisungen: „Der Schah ist eine magere, schwarzstoppelbärtige Persönlichkeit und machte einen schwächlich-kränklichen Eindruck neben der blühenden Erscheinung unseres Fürsten. [...] Die andern Würdenträger hatten mehr das Aussehen von polnischen Juden, und gar Einer unter ihnen war mit einer so krumm gebogenen Nase geziert, daß er jedem Habicht die erfolgreichste Konkurrenz in diesem Punkte hätte machen können.“ Äußerungen dieser Art waren im Kaiserreich nicht unüblich; sie sind Beleg für einen noch nicht organisierten, auch außerhalb der dezidiert antisemiti-



Großherzog Friedrich I. von Baden und Näser ad-Din Schäh am Portal des Neues Schlosses in Baden-Baden, 1888. Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe

schen Parteien wie die des Hofpredigers Adolf Stoecker latent vorhandenen Antisemitismus.

Schlussbemerkung

Der erste Besuch des Schahs von Persien in Karlsruhe im Juni 1873, vor genau 150 Jahren, dauerte lediglich drei Stunden. Ein konkreter Grund für den Besuch ist aufgrund der fehlenden politischen Relevanz und des praktisch nicht vorhandenen Programms für Karlsruhe und Baden-Baden nicht ersichtlich. So wurden weder politische Gespräche geführt noch technische Einrichtungen und/oder Infrastrukturprojekte besichtigt, und auch keine Verträge oder sonstige Vereinbarungen geschlossen. Hatte sich der Schah während seines einwöchigen Aufenthalts in Preußen (Berlin, Potsdam) wenigstens über das politische System im Deutschen Reich oberflächlich informiert und war mit dem höchsten und dem zweithöchsten preußischen Orden, dem Hohen Orden vom Schwarzen Adler (Ritter) und dem Großkreuz des Roten Adlerordens ausgezeichnet worden, erfolgte im Großherzogtum Baden nichts dergleichen. Es ist daher anzunehmen, dass der Besuch des Schahs in Karlsruhe und Baden-Baden lediglich als Ausflug nach Süddeutschland mit Urlaubscharakter einschließlich einer Besichtigung der Schwarzwaldregion gedacht war.

Im Rahmen seiner zweiten Europa-Reise machte der Schah im Juni 1878 erneut Station in Baden-Baden. Auch auf seiner dritten Reise besuchte er im August 1889 das Großherzogtum. Stationen waren wieder Baden-Baden, wo der Monarch erneut mit Friedrich I. zusammentraf, Schwetzingen und Heidelberg, Karlsruhe allerdings nicht. Es war also eindeutig weniger die politische Bedeutung des Großherzogtums Baden als vielmehr die Strahlkraft des Kurortes Baden-Baden, die den Schah hierher führte.

Carlsruher Blickpunkte: Treu an ihrer Seite

Der Grabstein des Pudels der Großherzogin Luise von Christian Katschmanowski

Im Frühjahr 2006 führten die Mitglieder der Historischen Karlsruher Bürgerwehr e. V. Geländearbeiten im Umfeld der Großherzoglichen Grabkapelle durch und stießen an der Südseite der Kapelle vor dem Schwengelbrunnen auf einen halb in der Erde steckenden, ungewöhnlich geformten, großen Steinbrocken mit der Inschrift: „Treu 1901–1917“. Der zwischenzeitlich eingelagerte und gesäuberte Stein wurde 2019 den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg übergeben. Bereits unmittelbar nach dem Fund wurde der Stein als ein Grabstein erkannt. Es stellte sich nur die Frage: Wem war der Stein gewidmet? Recherchen haben ergeben, dass es sich um den Grabstein des Lieblingshundes der badischen Großherzogin Luise (1838–1923) handelt: ein schwarzer Großpudel namens Treu. Der entscheidende Hinweis auf den Hund fand sich in einer 1938 von der Schwesternschaft des Deutschen Roten Kreuzes herausgegebenen Denkschrift zum 100. Geburtstag der 1923 verstorbenen Großherzogin, in der der Hund in einer Anekdote namentlich erwähnt wird. Der Grabstein erlaubt einen privaten Blick in das Leben der tierlieben Großherzogin und gibt erstmals Auskunft über die Memorialpraxis für verstorbene Hunde am Karlsruher Hof.

Die Errichtung von Grabmälern für geliebte Haus- und Nutztiere in Garten- und Parkanlagen war keineswegs Ausdruck einer gewissen Exzentrizität, sondern seit dem späten 17. Jahrhundert in der Welt der Aristokratie üblich. Insbesondere Hunden, den besten Freunden der Menschen, wurde ein herausgehobenes Gedenken zuteil. Ein bekanntes Beispiel für die Hundebegeisterung des Adels findet sich im Schlossgarten von Sans-

souci, wo der preußische König Friedrich II. (1712–1786) neben seiner eigenen Gruft auf der obersten Terrasse des Weinbergs elf seiner Windspiele, hochgewachsene Windhunde, beisetzen und die Grabstellen mit namentlich beschrifteten Steinplatten versehen ließ. Als geborener preußischer Prinzessin waren Großherzogin Luise die Hundegräber ihres bekannten Vorfahren mit Sicherheit vertraut, zumal die Liebe zu Hunden unter den Hohenzollern weit verbreitet war. Neben Friedrich dem Großen sticht auch Kaiser Wilhelm II. (1859–1941), der Neffe Luises, durch eine besonders enge Beziehung zu den Vierbeinern hervor. Als passionierter Jäger pflegte er eine Vorliebe für Dackel, die ihm beim Weidwerk zur Seite standen. Für seinen Lieblingshund, den Dachshund „Erdmann“, ließ er nach dessen Tod in Kassel 1901 ebenfalls einen Grabstein auf der Roseninsel im Bergpark Wilhelmshöhe errichten.

Das Herz der Großherzogin hingegen schlug für Pudel, und damit für eine Hunderasse, die um 1900 zu den Modehunden der Oberschicht zählte. Eine besondere Charaktereigenschaft von Pudeln ist ihre Loyalität, sodass der Name „Treu“ für Luises Hund sicher nicht zufällig gewählt war. Und tatsächlich war der Hund ihr ständiger Begleiter: sowohl in Karlsruhe als auch auf ihren häufigen Reisen. Im Generallandesarchiv Karlsruhe liegen Fotos von Treu, die ihn zusammen mit der Großherzogin unter anderem in St. Moritz, auf der Insel



Foto: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, 2022

Mainau, in Baden-Baden und im Schlosspark von Rastatt-Favorite zeigen. Der Tod des Hundes 1917 muss für die hochbetagte Luise daher ein schmerzlicher Verlust gewesen sein.

Unklar bleibt, warum der Grabstein erst gut 100 Jahre nach dem Tod des Hundes bei der Grabkapelle gefunden wurde, und bisher in keiner Publikation zur Grabkapelle Erwähnung fand. Zumindest in den ersten Jahren nach seiner Aufstellung muss der Stein noch gut sichtbar gewesen sein. Auch wenn die Frage vorerst unbeantwortet bleiben muss, ist der Grabstein ein echter Glücksfund für die badische (Tier-)Geschichte. Er dokumentiert die große Verbundenheit Luises zu ihrem Hund und offenbart damit eine bisher unbekannt private Seite der Großherzogin.

Herausgegeben vom Stadtarchiv Karlsruhe durch Ernst Otto Bräunche
Herstellung: Badendruck

„Blick in die Geschichte“ online unter:
<https://stadtgeschichte.karlsruhe.de/stadtarchiv/blick-in-die-geschichte/ausgaben>